

Die Schule als Feld der sozialen Integration

Autor(en): **Hargasser, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **61 (1974)**

Heft 24: **Schule, Gesellschaft und soziale Integration**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schule als Feld der sozialen Integration

Franz Hargasser

Wenn man früher im pädagogischen Bereich von Integration sprach, dachte man gewöhnlich an Begriffe wie «ganzheitlicher Unterricht», «Ganzheitsmethode» u. a. Dies ist jedoch nur eine Seite der Bedeutung des Begriffes Integration. Wichtiger ist heute die Bedeutung in sozialer und kommunikativer Sicht.

I. Wesen und Begriff der sozialen Integration

Wie der einzelne Erkenntnisakt aus verschiedenen Vorstellungen eine Einheit bilden muss, so ist ein Sozialverband bei widersprüchlichen Zielsetzungen der einzelnen Interessengruppen gezwungen, aus den verschiedenen Meinungen und Ansichten eine *Integration* zu schaffen, ein einheitliches Spannungsgefüge von Position und Gegenposition zu erstellen. Das gemeinsame Bemühen, von den verschiedenen Standpunkten her eine optimale Lösung zu finden, führt eher zur Innovation der Gesellschaft als eine überstürzte Reform oder eine von einer einseitigen Ideologie getragene Revolution. Gerade eine demokratische Gesellschaft muss alle Denkansätze gelten lassen und hat damit die Chance, in einer integrierenden Verfahrensweise das Beste für die Gesellschaft und ihre Mitglieder zu finden. Jeder Wissenschaftler z. B., der ein offenes System bejaht (und nur ein solcher ist ein echter Wissenschaftler zu nennen), hat von seinem Fach her vielleicht eine ganz exakte, aber sicherlich begrenzte Sicht. Um der Wahrheit willen muss er sich um eine *Koordination des Wissens* mit Kollegen anderer Couleur und eines anderen Faches bemühen. Nur in diesem Bestreben, die verschiedenen Perspektiven zu ordnen und zu integrieren, wird das Ganze der Wahrheit erst sichtbar.

Wer sich heute als gebildet bezeichnen will, muss diese Integrations- und Kooperationsbereitschaft besitzen¹. Die Schule wird also ihrem Bildungsauftrag demnach nur gerecht, wenn sie diese Eigenschaften fördert und pflegt.

Der Begriff der «sozialen Integration» darf aber nicht, wie es noch allgemeines Verständnis zu sein scheint, als ein Eingliede-

rungsprozess verschiedener Gruppen in eine bestehende Gesellschaft verstanden werden, sondern als aktiver und kreativer Prozess aller Beteiligten. Der Prozess der Integration verändert nicht nur die Zu-Integrierenden, sondern auch den Sozialverband selbst. Er darf sich deshalb auch nicht nach den Spielregeln des bestehenden Sozialverbandes vollziehen, sondern in *Kontroverse und Konflikt* zu dem bestehenden Normengefüge.

Ziel dieses Prozesses ist jedoch nicht die Destruktion einer bestehenden Gesellschaft, sondern deren Aufhebung in eine neue, umfassendere Gestalt. Nicht Zerstörung der Gesellschaft, sondern deren *Innovation* ist das Ziel.

Die soziale Integration muss immer bei dem Bewusstseinsstand der einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft beginnen. Die Geschichte hat erwiesen, dass es ohne die *allmähliche* Hebung des Bewusstseins- und Bildungsstatus unmöglich ist, eine stabile Sozialordnung herzustellen. An der sozialen Integration sollten möglichst alle beteiligt werden, weil jeder in seiner Art zur Innovation der Gesellschaft etwas beitragen kann. Nur wenn alle, oder wenigstens möglichst viele an der Integration beteiligt sind, besteht die berechtigte Hoffnung, dass eine Gesellschaft nicht nur funktioniert, sondern sich auch regeneriert. Nicht die Harmonisierung, Egalisierung oder Nivellierung sozialer Verhältnisse, sondern die Erneuerung der Gesellschaft in einer *«Konfliktgemeinschaft»* aller Beteiligten ist das Ziel.

Dazu sind verschiedene Voraussetzungen notwendig, wie z. B. das Bewusstsein des fragmentarischen Wissens (keiner ist heute noch ein All-round-Mensch), perspektivische Sach- und Wissenskompetenz (man muss wenigstens auf einem Gebiet Fachmann sein), Interaktions- und Kommunikationsfähigkeit (man muss sein Wissen mitteilen wollen und können) und natürlich die Integrationsbereitschaft (man muss bereit sein, mit anderen zu kooperieren)².

Die *Schule* als Übungsfeld demokratischen Verhaltens müsste demnach eine *Plattform*

der sozialen Integration sein. Was sich bereits im internen Bereich der Familie anbahnt, müsste im schulischen Bereich konsequent fortgesetzt werden. Hieraus ergeben sich für die Schule bedeutsame Konsequenzen, von denen hier einige exemplarisch dargestellt werden sollen.

II. Aufgaben der Schule im Rahmen der sozialen Integration

1. Unterricht als Wissenskoordination

Lehrer und Schüler sind Partner im gemeinsamen Suchen nach einem Sachverhalt. Der perspektivische Wissensvorsprung des Lehrenden darf nicht die andersgeartete Fach- und Wissenskompetenz des Lernenden beeinträchtigen. Das Kind und der Schüler sehen die Dinge auf ihre Art und Weise; und von ihrer Sicht haben sie vielleicht eine tiefere Dimension. Der Schüler denkt meist einfacher und unmittelbarer, der Lehrer dagegen komplex und mittelbarer. Deshalb laufen Lehrer und Schülerintentionen selten zueinander, sondern nebeneinander oder gar gegeneinander. Aus dem blossen Nebeneinander aber muss im Unterricht ein Miteinander und Füreinander werden. Das Mittel hierzu ist der Dialog, das *Unterrichtsgespräch*. Viele Unterrichtsgespräche verdienen diesen Namen nicht, da sie zu linear und zu lehrerintentional sind.

Wenn Lehrer und Schüler ein Unterrichtsgespräch führen, so darf das Ergebnis nicht von vornherein feststehen. Wenn einer dem anderen seine Meinung und seinen Standpunkt aufzudrängen sucht, oder versteckt zu unterstreichen sucht, so ist es um das integrale Unterrichtsgespräch bereits geschehen. Der Dialog fordert von den Beteiligten die Bereitschaft, ihr Wissen den andern zu eröffnen, das des anderen zu bedenken und beide in der Integration zu einer höheren Einheit zu führen.

Ein sozial-integratives Unterrichtsgespräch drängt geradezu nach einem *gemeinsamen Ergebnis*. Ohne ein sichtbares Ergebnis hinterlässt jedes Gespräch ein Frustrationsgefühl, das es dem Lehrer wie dem Schüler erschwert, in ein neues Gespräch einzutreten. Denn jedes Gespräch verändert die Partner in positiver oder negativer Weise.

Jedes positiv verlaufene Gespräch trägt in sich den Stimulans zu einem neuen Ge-

spräch. Deshalb müssen alle Barrieren abgebaut werden, die die Wissenskoordination im Unterrichtsgespräch verhindern.

Die stimulierende Wirkung des Unterrichtsgesprächs wird neben fachlichen und sprachlichen Barrieren³ oft durch eine *soziale Sprechhemmung* nivelliert. Viele Schüler glauben, trotz hervorragender Sachkompetenz, auf Grund vermeintlich unkorrekter Ausdrucksweise, sich nicht am Gespräch beteiligen zu können. In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass oft gerade auch der schwache Schüler, auch wenn er fachlich und sprachlich nicht so versiert ist, einen unverzichtbaren Teil zur Wissenskoordination beitragen kann. Oft für simpel gehaltene Fragen zwingen vielfach die Gesprächsführung in die zentrale Thematik hinein. Denn diese Fragen lassen keinen spekulativen Intellektualismus zu. Einfache Fragen führen zum Leben und zu dessen Fragwürdigkeit zurück. Auf diese Weise wird die Tragfähigkeit einer im Dialog gefundenen Integration des Wissens einer unbestechlichen lebenspraktischen Prüfung unterzogen.

In diesem Integrationsprozess wird eine Klasse zur *Lern- und Kooperationsgemeinschaft*, in der sich Lehrende und Lernende verändern. «Die Berücksichtigung und Integration neuen Wissens verändert auch die Person des Lehrenden, weil sie ihn zu neuen Einsichten über sich selbst und seine Wirkungen zwingt»⁴. Jeder gute Lehrer wird von sich behaupten müssen, auch von seinen Schülern gelernt zu haben. Der Gruppenleiter bzw. der Lehrer ist damit nur Koordinator und Integrator der perspektivischen Beiträge der Gruppenmitglieder. Dies gilt in jedem Falle im Bereich der Erwachsenenbildung, sollte aber auch nach und nach im Bereich der Schule Berücksichtigung finden.

Gruppenarbeit ist deshalb eigentlich nur dann sinnvoll, wenn der einzelne als Experte zur «Koordination des Suchens»⁵ motiviert ist. Persönliches Sich-kennen-Lernen oder der Wunsch, eine lebhaftige Debatte zu führen, legitimieren noch keine Gruppenarbeit. Die einzelnen Mitglieder einer Gruppe müssen Gelegenheit bekommen, sich über einen speziellen Teil der gemeinsam gestellten Aufgabe zu informieren, damit sie sachkompetent sind. Ohne diese perspektivische

Sachkompetenz und ohne den Willen zu einem gemeinsamen Ziel, drohen die divergierenden Tendenzen in einer Gruppe die Gruppe selbst zu sprengen und damit das Lernziel zu verfehlen.

2. Funktionen des Lehrers

Der Lehrer ist in dieser Sicht nicht in erster Linie Wissensvermittler, sondern *Wissenskoordinator*. Die eigentliche Wissensvermittlung bzw. Wissenserweiterung leisten die Mitlernenden. Der Lehrer ist nur einer von diesen. Seine Aufgabe ist es, die einzelnen Beiträge zu umspannen und zu sortieren. Manches muss vielleicht noch abgeklärt werden, bevor es in die Integration gehen kann, manches noch exakter kontrastiert werden. Als Wissenskoordinator hat der Lehrer die Aufgabe, die Berührungspunkte der verschiedenen Positionen und deren kontrastierende Momente herauszustellen. Um die Integration haben sich alle zu bemühen, wenngleich der Lehrer hier eine vermittelnde Position einnehmen kann.

In seiner Funktion als Wissenskoordinator ist es ihm möglich, als *Integrationsmedium* zu wirken. Es ist nicht einzusehen, warum der Lehrer in einem Schülersoziogramm ausgeklammert werden sollte. Viele Interaktionen von Schüler zu Schüler laufen über seine Person. Er sollte die soziale Durchlässigkeit der Lerngemeinschaft garantieren. Dies ist vor allem auf das Schichtenproblem hin aktuell. Der Leiter einer Lerngruppe muss der Anwalt auch der schwachen Mitglieder sein. Wenn in einer Klasse mit starkem sozialen Gefälle eine soziale Integration gelingen soll, so muss sie vor allem vom Lehrer initiiert werden. Ist er selbst noch von *Vorurteilen* befangen, werden die Schüler kaum in der Lage sein, dieselben abzubauen. Vorurteile sind nicht nur «Bildungsbarrieren»⁶, sondern auch Integrationsbarrieren.

Jede soziale Schicht hat ihre eigenen spezifischen Werte, die in die Integration eingebracht werden sollen. Vorurteile disqualifizieren diese Werte und verhindern ihre Virulenz in der Integration.

Wenn *Innovationen*⁷ zu einem besonderen Aspekt des Lehrerberufes geworden sind, dann hat der Lehrer im Bereich der sozialen Integration noch ein weites Arbeitsfeld vor sich. Man denke etwa an die Schwierig-

keit einer Integration von Gastarbeiterkindern in unseren Schulen. Es ist ja nicht damit getan, dass wir ihnen die deutsche Sprache beibringen und weiterhin ihre völkische Eigenart zu «germanisieren» suchen. Die soziale Integration von Gastarbeiterkindern ist nach unseren Überlegungen nur dann als geglückt anzusehen, wenn ein gewisser Ausgleich der Lebensweisen sich vollzogen hat. Somit würde eine soziale Integration zur allgemeinen *Globalisierung und Verständigung* beitragen.

3. Statt Sozialisation Integration

Die moderne Richtung der soziologischen Pädagogik kennt neben dem Begriff der Enkulturation und Personalisation vor allem den Begriff der *Sozialisation*⁷. Wenngleich dessen Inhalt nicht mehr als reine Anpassung verstanden werden soll⁸, ist er dennoch weitgehend von mechanistischen Vorstellungen überlagert.

Diese funktionale Sicht muss durch eine integrale ersetzt werden. Die *Verantwortung eines jeden einzelnen* Mitgliedes eines Sozialverbandes, an dessen Verbesserung und Reform mitzuwirken, muss stärker in den Vordergrund treten. Man darf nicht nur eine Gesellschaft konservieren oder durch eine totale Veränderung revolutionieren wollen, sondern man sollte sie durch die soziale Integration innovieren.

Für eine Pädagogik der Schule bedeutet eine solche Interpretation, dass die Schule keine feste Grösse mehr darstellt. Sie ist verschiedenen Interessengruppen ausgesetzt, die alle ihre spezifischen Belange in sie hineinragen. Der Staat, die Eltern, die Schüler und die Lehrer sind Partner der schulischen sozialen Integration.

Die Schüler z. B. werden nicht nur mit dem Ordnungsgefüge Schule vertraut gemacht, sondern sie sollen die Struktur der Schule selbst mitbestimmen. Ein neuer Schüler wird dann nicht mehr in die Klasse «integriert», indem er die Gepflogenheiten dieser Gruppe übernimmt, sondern seine soziale Integration vollzieht sich dergestalt, dass er seine bisherigen Erfahrungen bei der gemeinsamen Gestaltung des Schullebens miteinbringen kann.

Eine Gruppe muss sich ständig für neue Impulse offenhalten. Sie muss die Kraft aufbringen, sich selbst immer wieder von in-

nen her durch das permanente Integrationsstreben der konträren Gruppeninteressen zu reformieren. Nicht nur Schülermitverwaltung, sondern die aktive Mitgestaltung von Unterricht und Schulleben gehören zu einer geglückten Sozialisation im Sinne der sozialen Integration.

4. Wandel der Klassenstruktur

Im Rahmen der sozialen Integration ist jede Klasse genötigt, ein Team zu bilden. «Die Einheit der Gruppe ergibt sich aus der Existenz einer Anzahl von zu Untergruppen zusammengeschlossenen Individuen, die eine Vielzahl einander ergänzender Funktionen ausüben... Dreissig Schüler, die ähnliche oder verschiedene Aufgaben bearbeiten, bilden eine Art von Einheit, worin sich der Grad von *funktionaler Integration* ausdrückt. In einer solch wesentlichen sozialen Situation ist jede Integration für die gemeinsamen oder individuellen Zwecke der Mitglieder von Bedeutung»⁸. Die Autorität des Lehrers sollte nicht nur der Wissenskoordination, sondern auch der sozialen Integration dienen.

Aus einer Schulklasse muss eine *Gemeinschaft* werden, wie es uns H. Zulliger beschrieben hat⁹. Egoistischer Wettbewerb und subjektiver Ehrgeiz sollen durch die *Verantwortlichkeit für alle* ersetzt werden. Die Kinder sollen einander helfen, wie etwa in Zulligers Beispiel die Jungen den Mädchen beim Kartenlesen in Geographie. Das *Gesamtresultat* der Klasse ist wichtiger, als überfliegerische Leistungen des einzelnen.

Die logische Konsequenz dieser Auffassung ist die Zulassung von Gemeinschaftsarbeiten, auch als Prüfungsarbeiten. Soweit man auf die Feststellung individuellen Könnens nicht verzichten kann (z. B. beim Hochschul-eintritt), bieten sich hierfür Aufnahmetests an. Das Wissen und Können, das man hier vorweisen muss, kann vielleicht in einer Gruppe besser gelernt werden als im individuellen Eigenstudium.

III. Zur Organisation der sozialen Integration im schulischen Bereich

Als Grundvoraussetzung bei der Organisation der sozialen Integration ist die *relative Konstanz* der Gruppen zu fordern. Zuviel

Wechsel in den Interaktionen zerstört oder erschwert jedenfalls die soziale Integration. Allerdings ist auch die Insistenz einer Gruppe der grösste Feind einer sozialen Integration. Wünschenswert ist deshalb eine Organisation, die beide Extreme vermeidet.

Man denkt in diesem Zusammenhang gern an die *integrierte Gesamtschule*, wo viele den Wechsel von Konstanz und Bewegung (im Kern- und Kurssystem) gewährleistet sehen. Inzwischen zeigt sich aber, dass auch die integrierte Gesamtschule nicht das geeignete Instrument der sozialen Integration darstellt, da dieses System zu sehr auf die kognitive Bildung eingeschworen ist. Selbst im Kursunterricht ist nicht die soziale Integration, sondern die optimale Förderung der einzelnen im kognitiven Bereich intendiert. Es sollen hier nicht die unbestreitbaren Vorteile der integrierten Gesamtschule negiert werden (Differenzierung, Durchlässigkeit usw.). Andererseits sollte man aber auch ihre *sozial-desintegrierende* Wirkung nicht verkennen, da eine soziale Isolierung der schwächeren Schüler bei der Betonung des kognitiven Leistungsprinzips unverkennbar ist. Mag sein, dass die Diskriminierung teilweise gemildert werden kann, prinzipiell jedoch besteht sie weiter, da mit dem Kurssystem neue Ränge und Hierarchien entstehen.

Mit der *Auflösung des Klassenverbandes* entstehen zu homogene Gruppen, die der sozialen Integration abträglich sind. Gerade das soziale und intellektuelle Gefälle einer Schulklasse lässt dem erfahrenen Pädagogen einen weiten Raum zur sozialen Integration.

An dieser Stelle könnten die pädagogischen Überlegungen *P. Petersens* für die Diskussion um die geeignetste Schulorganisation gute Ausgangspunkte bieten. Denn die Auflösung der Jahrgangsklassen zugunsten des Gruppenunterrichts sollte bei ihm keineswegs zur sozialen Isolierung einer Schülergruppe führen. Die Einführung des sogenannten «*Helfersystems*» intendierte nicht nur die intellektuelle Förderung der schwächeren Schüler, sondern sollte auch das Verantwortungsgefühl der Fortgeschrittenen für die Schwächeren wecken. Durch das Aufrücken von etwa einem Drittel einer Gruppe in die nächst höhere war die Mög-

lichkeit gegeben, dass jeder einmal ein Helfer werden konnte.

In unseren gegenwärtigen Gesamtschulversuchen fällt diese gegenseitige Hilfe der Schüler zum grössten Teil flach, da sie ja keine Klassenkameraden oder Gruppennachbarn besitzen. In grossen Gesamtschulen ist es denkbar, dass ein Schüler im Kursunterricht seinen Nachbarn noch nie gesehen hat, so wie ein Student seinen Kommilitonen im überfüllten Hörsaal.

P. Petersen aber sah gerade die soziale Interaktion als fundamentale Voraussetzung für einen Lernerfolg. Deshalb versuchte er diesen Kontakt der Schüler untereinander durch die Betonung von Spiel und Feier zu fördern, bei denen nicht nur die Kinder und die Lehrer, sondern auch die Eltern eingeladen waren. Die Schule sollte eine *Lebensstätte* werden; sie sollte vor allem *Erziehungsgemeinschaft* und nicht nur eine Organisationsstätte von Lernprozessen sein. Schulisches Lernen war für Petersen ein Miteinander-Lernen.

Am besten würde sich neben anderen Möglichkeiten für die Verwirklichung der sozialen Integration die *Ganztagsschule* eignen. Neben anderen Vorteilen (Berufsmöglichkeit für Mütter, Betreuung der Hausaufgaben von geschulten Kräften, Interessenpflege der Schüler) fördert dieses Konzept vor allem die *informelle Gruppenbildung*. Die Schüler lernen sich besser kennen, da sie den ganzen Tag zusammen sind. Wenn die Ganztagsschule zur Regel gemacht werden könnte, liesse sich zwischen Lehrpersonen und Schülern der soziale Kontakt intensivieren. Überdies könnten, wie bei Petersen, auch die nichtberufstätigen Mütter häufiger den Unterricht besuchen oder vielleicht auch in bestimmten Bereichen sogar die Erziehung mitgestalten.

Die *Eltern* dürfen auch heute noch zu wenig in das schulische Leben miteingreifen. Sie sollten heute mitbestimmen und in die soziale Integration *miteinbezogen* werden, zumal sie neben den Kindern von den schulischen Fragen am meisten betroffen sind. Lehrer, Schüler und Eltern sollten im gemeinsamen Bemühen nicht nur Fragen der Schulorganisation, sondern auch die Grundlagen des heutigen Erziehungswesens überhaupt miteinander diskutieren. Dieses Integrationsbemühen ungleicher Interessen

dürfte der Effizienz des Schulwesens und seiner Organisation zu gute kommen. Die Eltern sind deshalb bei der schulischen Integration in jedem Falle zu berücksichtigen.

Die bisherige Organisation des Schulwesens hat bei ihrer einseitigen kognitiven Orientierung übersehen, dass eine Gruppe nicht allein durch ihre Interaktion, sondern auch durch ihre *Repräsentation* zusammengehalten wird. Gemeinsamkeit will sich kundtun. Deshalb wird es notwendig sein, wie immer auch die Organisation der sozialen Integration aussehen wird, einen Teil des musischen Charakters der früheren Schule wieder in unser Schulleben zu übernehmen. Denn die sozialen Unterschiede können nur dann eliminiert werden, wenn sich die verschiedenen sozialen Gruppen auf *einer* Emotionsbasis verständigen können. Wer glaubt, dass man die sozialen Klassenunterschiede allein durch die Organisation des Unterrichtswesens aufheben (nivellieren) kann, wird sich getäuscht sehen.

Anmerkungen

¹ Zur Geschichte der sozial-integrativen Bildung siehe vom Verfasser: Bildung als soziale Integration, Päd-Rundschau, 29. Jahrgang, September 1973, Seiten 668–679.

² vom Verfasser an anderer Stelle dargestellt (unveröffentlichtes Manuskript)

³ vgl. die einschlägigen Forschungen von B. Bernstein und Övermann

⁴ T. Brocher: Gruppendynamik und Erwachsenenbildung, Braunschweig 1967, S. 36

⁵ A. Mitscherlich: Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft, München 1962, S. 26

⁶ Strzrelewicz, W.: Das Vorurteil als Bildungsbarriere, Göttingen 1970, 2. Auflage

⁷ so bei K. Mollenhauer, F. Neidhardt, W. Kuckartz, H. Fend u. a., die jedoch alle von eigenen Ansätzen ausgehen, so dass keine generelle Einheit des Begriffes zustandegekommen ist.

⁸ vgl. E. Weber: Erziehungsstile, Donauwörth 1971, S. 16

⁹ H. Zulliger: Methodische Massnahmen, um aus einer Schulklasse eine Gemeinschaft zu bilden, in: E. Meyer (Hrsg.): Die Gruppe im Lehr- und Lernprozess, Frankfurt 1970